Wellenberg

Autor(en): **Rickenmann, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 10

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-669147

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fellacher behielt den Papagei lange.

Schließlich kam er doch — und herrlich, stolz auf einem Baumast sitzend, der in eine Mahagoniplatte geschraubt war, hielt einen Fuß hoch, den Kopf schief und knabberte an einer Nuß, die der Ausstopfer aus einem Hang zum Großartigen vergoldet hatte.

Sie schloß ihn in ihre Kammer ein.

Mittels eines Brettchens wurde Lulu auf ein Stück des Kaminrohrs gesetzt, das in das Zimmer hineinragte. Allmorgendlich beim Erwachen erblickte sie ihn im milden Licht der Dämmerung und gedachte der vergangenen Tage und ihrer geringfügigen Geschehnisse ohne Schmerz, voller Ruhe ...

(Aus: Gustave Flaubert, Ein schlichtes. Herz. Übersetzt von Ernst Sander. Universal-Bibliothek Nr. 6550.)

Wellenberg.

Der Schultheiß Disteli furcht die felle Stirn.
„Was? Wieder achtzig Ballen Seidenzwirn?"

Ja, hör mal Heiner, konntet ihr nicht besser —
Was?! Auch die sechzig Dutzend Jägermesser?

Und alle Fässer? Wo geschah's und wann?"
„Um ein Uhr nachts im Meltendorfer Bann!

Wir zogen gut geschlossen und mit Hunden,
In Lumpen alle Räder eingewunden.

Die Straße holpert dort, hat viel Geleise,
Doch ganz geräuschlos machten wir die Reise.

Da tönt mit einem Mal ein heller Tusch,
Und recht und linker Hand bricht's aus dem Busch.

Ich konnte, glaubt mir, Herr, nicht „Wer da?" rufen,
Da trampeln sie bereits auf mir mit Hufen.

Was dann geschah, kann ich nicht sicher wissen.
In einem Graben lag ich, hingeschmissen,

Und hatte mich Sankt Regula empfohlen.
Doch eines weiß ich: Alles ward gestohlen.

Es kam so plötzlich wie ein Märzgewitter,
Das war der Teufel selbst, es war kein Ritter!"

„Schweig, Dummkopf! Steh nicht so verdonnert da!
Du sagst, daß es bei Meltendorf geschah?"

„Ja, Herr! Ich sah's am Morgen, als es heiter.
Vier Armbrustschuß vom Dorf, gewiß nicht weiter!"

„Hm.... rechter Hand und linker? — Was ist ärger?
Links wohnt der Klingner, rechts der Wellenberger.

Ja, aber — dann, am Ende des Gefechts,
Wohin verzogen sie?" „Ich mein', nach rechts."

„So, so! Da hätten wir's! Dein Maß ist voll!
Du, Ulrich, treibst es wirklich gar zu toll!

So was passiert zwölfhundertachtundfünfzig!
Sogar für uns're Zeit ist es zu zünftig.

Es fehlt dem Reich das Haupt. Wer will bestehn,
Muß selbsten dann und wann zum Rechten sehn.

Und gegen Zürich bist du nur ein Zwerg!
Fehde sei angesagt dem Wellenberg!"

* * *

Die Zürcher ziehen aus mit Mann und Roß,
Zu brechen das verhaßte Räuberschloß.

Der Ritter streitet, wie man streiten kann
Mit fünfzig gegen siebenhundert Mann.

Es hilft ihm nicht, der Städter sind zu viele,
Er sinkt verwundet auf die Eichendiele.

Sie binden ihn mit Stricken fest und gut
Und schleppen ihn zur Stadt in sichre Hut.

* * *

Dort, wo der See den Limmatstrom entläßt,
Steht ein Verlies, ein Kerker, grau und fest.

Die Wellen schlagen an die dicken Platten,
Und drinnen tanzen viele Wasserratten.

Herr Junker Ulrich riecht den Moderduft
Und stöhnt: „Das ist nicht Wellenbergerluft!"

Er wirft sich ächzend in das feuchte Stroh.
„Hier werd' ich meines Lebens nimmer froh."

Er schmeckt die Suppe. „Wär' ich doch geköpft!
Die haben aus der Limmat sie geschöpft."

Zwei Wochen hielt er's aus. Er war nicht feig.
Dann sprach er: „Kerkermeister, ich bin feig!

Entlasset mich von hier! Ich wär' geneigt,
Ein Mönch zu sein, falls sich nichts andres zeigt;

Ein frommer Bruder, eine Höhle bau ich,
Und nur ins Andachtspredigtbüchlein schau ich,

Im Herterwald, in meinem Tobelloch.
Das Räubern hab ich satt. Entlaßt mich doch!"

* * *

Der Zürcher Schultheiß prangt, in großem Staat,
Als Ritter Ulrich in die Stube trat.

„Grüß Gott, Herr Junker! Also ganz bekehrt?
Das freut mich. Setzt euch! Fühl' mich sehr geehrt!"

Ulrich von Wellenberg verdrückt den Fluch.
„Die Schererei um ein paar Ellen Tuch!
Gebt her das Pergament, den Gänsekiel!
Was? Tausend Silberpfund? Das ist zu viel!“
„Gut!“ sagt der Schultheiß“ gut, so glaub ich dies.
Führt ab den Junker in das Burgverlies!“
„Halt - nein - laßt sehn! Man wird doch reden dürfen!
Ich kann am Wellenberg kein Silber schürfen.
Ich schreib': Dieweil ich, Ritter Udalrich,
Mit Zürich endlich gütlich mich verglich,
Nach manchem Schaden, den die Stadt erlitt,
Weil ich im Mettendorfer Busche ritt,
Erteil ich heut der Stadt den Bruderkuß
Als freundgesinnter Consanguineus.
Und schwöre hier mit einem großen Eid:
Was ich der Stadt getan, das tut mir leid.
Ich schwöre, daß ich, wenn ich räuberlich
Die Straße ziehe, immer säuberlich
Die Zürcher vor den andern will verschonen.
Gleichviel, sie führen Batzen oder Kronen.
Und sollt' es — denn man kann sich ja versehn —
Aus purem Zufall doch einmal geschehn,
Dieweil die Zeiten so verworren sind
Und nachts unkenntlich Vieh und Menschenkind,
So zahl ich, falls ich einen Zürcher steche
Und ihm wohl gar das Schädeldach zerbreche,
Pro Mann an Silber hundert Mark, und gut gewogen!
Wenn das nicht wahr ist, hab ich hart gelogen.
Geschehn zu Oetenbach, am Tag Sankt Veit. —
Und nun entlaßt mich, Schulz, und gebt Geleit!“
Der Schultheiß streicht die seidne Hemdenkrause
Und spricht gewichtig: „Nun, so zieht nach Hause
Und denket an den Limmatturm, die Mäus und Unken
Und wie's dort, venia sit verbo, gestunken.“
„Puh!“ wehrt der Ritter, seine Handschuh knöpfend,
„Erlaßt die Schilderung, s'ist zu erschöpfend!
„Nur eines noch, Herr Ritter,“ spricht der Magistrat,
„Hört den Beschluß von Bürgerschaft und Rat!
Dieweil ein Mann von eurem Rang und Stand
Sich längre Zeit im Limmatturm befand,
Geziemt es sich, die Ehre zu erwidern
Und uns mit euch noch enger anzubiedern.
Nun hatten wir bis heut — s'ist ein Verhängnis —
Noch keinen Namen für das Turmgefängnis,
Das uns die grüne Limmat schön befeuchtet,
Erst eure Ankunft hat uns recht erleuchtet.
Es sei fortan, so liebte es dem Rate,
Turm Wellenberg getauft. Seid unser Pate!
Herr Ulrich murrt etwas in seinen Schnauz,
Es tönte nicht wie Danke, sondern wie Pardauz!
„Wart, Zürcher, dieses bleibt dir nicht verziehn,
Dich treff ich zwischen Mettendorf und Pfyn.“

* * *

Herr Ulrich stampft gespornt aus dem Gemach.
Er reitet unter seines Schlosses Dach.
„Jürg, sieh mal nach im Rationenbuch!
Wann kommt der nächste Zürcherzug mit Tuch?
Um elf Uhr? Diese Nacht? Da langt es noch.
Reich mir das Panzerhemd herab! Da hangt es noch.
Hervor nun alle Mannschaft hinterm Ofen!
Wir reiten ungesäumt nach Eschikofen.
Doch die Gesichter gut verschmiert mit Pech und Werg!
Sie meinen dann, 's sei der von Grießenberg.

J. Rickenmann.

Conrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen zum Zürichsee.

Von Pfr. Oskar Frei, Meilen.

Von Conrad Ferdinand Meyer dürfen wir Zürcher und vorab wir am See sagen: er war unser. Gleich Gottfried Keller wurzelt auch er tief im alemannisch-schweizerischen Heimatgrund, aus dem allein er freilich so wenig zu erklären und zu verstehen ist wie Keller. Im Elternhaus am Stampfenbach zu Zürich, wo C. F. Meyer am 11. Oktober 1825 geboren wurde, waren die besten Traditionen einer alten Zürcher Familie lebendig: sorgfältige Pflege des Geistes, christliche Glaubenskraft in der weltweiten Ausprägung Zwinglis, lebhafte Teilnahme an den öffentlichen Dingen. Von seinem Vater, dem späteren Regierungs- und Erziehungsrat, Ferdinand Meyer, der als stiller Gelehrter ein prächtiges Buch über die Geschichte der evangelischen Gemeinde von Locarno und ihrer Auswanderung nach Zürich geschrie-